

Matthias Gerhards

Gott ist kein
Zigaretten-
automat

KNAUS & KO

Matthias Gerhards

Gott ist kein
Zigaretten-
automat

Roman

KNAUS & KO



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Super Snowbright*
liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

1. Auflage
Copyright © 2013
beim Albrecht Knaus Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-8135-0550-4

www.knaus-verlag.de

Da ich vom rechten Wege abgekommen.

(Dante, Die Göttliche Komödie)

But we lived in a fairy-tale place.

(Graham Swift, Waterland)

0

What happened before [...]?

Gott, Richard J.

Wo soll ich anfangen? Am besten am Anfang. 13,75 Milliarden Jahre vor den bedauerlichen Ereignissen, von denen ich hier berichten möchte, war das gesamte Universum nicht einmal so groß wie ein Staubkorn. Die Naturgesetze existierten noch nicht und alles war friedlich. Dennoch muss irgendetwas schiefgelaufen sein, denn der Staub begann sich auszudehnen und schuf den Raum und die Zeit. Einige Augenblicke später bildete sich die Materie und damit fingen die Probleme an. Aus einem Grund, den wir nicht genau kennen, entwickelte sich etwas mehr Materie als Antimaterie, sodass schließlich der Stoff übrig blieb, aus dem wir alle bestehen. Allerdings könnten irgendwo noch größere Mengen von Antimaterie herumschwirren. In diesem Fall käme es früher oder später zu einer Kollision. Damit würde sich die Sache sozusagen von selbst erledigen und wir wären nicht mehr als ein vorübergehendes Ungleichgewicht. Diesen Gedanken finde ich geradezu tröstlich. Aber das tut jetzt nichts zur Sache.

Nachdem die Materie entstanden war, begann die Schwerkraft zu wirken, und es bildete sich ein gasförmiger Brei, den ich mir wie eine Grießsuppe vorstelle. Vielleicht weil sie in meiner Erinnerung das einzige Gericht ist, das meine Mutter

einigermaßen hinbekam. Aber auch dabei ging nicht alles glatt. Es bildeten sich winzige Klümpchen, aus denen später die Galaxien hervorgehen sollten. In einem Suppentopf kann man so etwas verhindern, wenn man gewissenhaft rührt. Entweder besaß Gott also keinen Kochlöffel oder die Sache war ihm egal.

Auch die Erde war anfangs so eine mehr oder weniger flüchtige Angelegenheit. Erst als sie halbwegs abkühlte, entstand eine dünne Kruste. Und noch in den nächsten Jahrmillionen wurde sie durch vulkanische Aktivität ständig hin und her geschoben, wie Fettaggen auf der Oberfläche einer heißen Suppe. Das führte schließlich dazu, dass sich eine große Landmasse bildete, die aber schließlich doch wieder auseinanderbrach und die heute existierenden Kontinente entstehen ließ. In dieser Zeit verschwanden die Dinosaurier gerade von der Bildfläche und übergaben die Weltherrschaft an ein paar haarige Kleintiere, die eine übertriebene Form von Brutpflege erfunden hatten. Allerdings entstanden auch viele Dinge, die wir heute noch schön finden. Die Alpen, der Himalaja, die Rheinische Bucht, die Blütenpflanzen und die ersten Laubwälder. Aus den abgestorbenen Bäumen bildeten sich zuerst Torf und schließlich Braunkohle. In dieser Zeit tauchten auch die ersten Hominiden auf. Aus ihnen gingen die Menschen hervor. Statt wegen ihrer lausigen körperlichen Leistungsfähigkeit alsbald auszusterben, kamen sie auf den Gedanken, nicht in Muskeln, sondern in einen überdimensionierten Denkkaparat zu investieren. Bald besiedelten sie nicht nur die warmen Savannen Afrikas, sondern drangen bis nach Amerika vor und in das eiszeitliche Europa. Am Ende spürten sie

sogar die Braunkohle auf und verwandelten sie in Schwefelgas und Abwärme.

~

Das Gebiet um den Schillbach entstand nach der letzten Eiszeit, als sich der Rhein noch in drei mächtigen Armen durch die Tiefebene wälzte. Aus seinen Ablagerungen formte sich jenes Land, das aussah, als hätte jemand sein mächtiges Gesäß darauf niedergelassen. Das fruchtbare Schwemmland war bereits während der Steinzeit besiedelt. Aber richtig in Schwung kam die Region erst, als die Römer auftauchten. Sie führten (vermutlich gegen den Widerstand der germanischen Bauernverbände) den Spaten und den Pflug ein, gründeten Köhlereien und Schmieden, legten Sümpfe trocken und ließen die Wälder roden, um Korn anzubauen. Das war die erste Blüte.

Nachdem die Römer verschwunden waren, weil sie sich einige Jahrhunderte zu lange auf dem Thron der Geschichte ausgeruht hatten, kam lange nichts. Normannen plünderten das Land. Die dunklen Jahrhunderte des Frühmittelalters zogen vorüber, und es sollte noch weitere tausend Jahre dauern, bis sich die Ebene zu einem neuen Frühling überreden ließ.

Aber natürlich blieben die Bewohner in der Zwischenzeit nicht untätig. Im dreizehnten Jahrhundert erbauten sie eine Kirche, gründeten ein paar neue Dörfer sowie eine Schützenbruderschaft, die dem heiligen Sebastian gewidmet wurde. Sie existiert bis heute. Ihren Schutzpatron wählten die ersten Brüder mit Bedacht, denn er war nicht nur der Heilige der Schützen, sondern auch Heiliger der Bürstenbinder, Eisen-

händler, Büchsenmacher, Zinngießer, Brunnenbauer, Kriegsinvaliden, Leichenträger und Seuchenärzte. Schließlich waren die Bruderschaften jener Zeit nicht nur für Schlägereien und kollektive Besäufnisse verantwortlich, sondern kümmerten sich auch um die Pestkranken und deren Beseitigung. (Heute allerdings spielen Schnapsleichen eine weit größere Rolle.)

In den folgenden Jahrhunderten gelang es der Ebene um den Schillbach meistens, dem Atem der Geschichte zu entgehen. Aber wie jedes Glück, so war auch dieses nicht von Dauer. Denn im heißen Sommer des Jahres 1856 fielen auf einem kleinen Bauernhof beide Brunnen trocken. Er war nicht viel größer als der Garten vor dem Haus meiner Kindheit, den meine Schwester mehr als hundert Jahre später anlegen sollte und den sie vor der ersten Ernte wieder vertrocknen ließ. Das Land lag zwei preußische Meilen jenseits des Schillbachs und gehörte einem gewissen Johann Sieben. Sein Vater hatte das Land eigenhändig gerodet und urbar gemacht. Deshalb wurde es meistens als »Siebens Püngel« bezeichnet. Letzteres bedeutete entweder Berg oder Kehrichthaufen und spielte darauf an, dass die Straße vor dem Anwesen nur nachlässig gefegt wurde.

Der junge Sieben war erst seit einigen Monaten verheiratet. Daher blieb ihm nichts anderes übrig, als einen weiteren Brunnen zu graben. Dieses Mal einige Schritte vom Haus entfernt, sodass er ihn später auch als Viehtränke verwenden konnte. Schon nach einem Meter stieß er auf eine braune und knochenharte Torfschicht, die sich nicht einmal mit der Hacke bearbeiten ließ. Er fluchte auf die Gottesmutter und begann ein gutes Stück weiter westlich, erneut zu graben. Dieses Mal mit Erfolg. Aber sein komischer Fund ließ ihn nicht los,

und er packte einen Brocken davon in sein Taschentuch und machte sich auf den Weg zum Dorfschullehrer.

In den ersten Jahren nach ihrer Entdeckung wurde die Braunkohle in Gruben abgebaut. Das bedeutete, dass man Stollen in den lehmigen Boden trieb, die mit schöner Regelmäßigkeit einstürzten, weil die unerfahrenen Bergleute ihre Tragfähigkeit überschätzten. Und wie die meisten Entdeckungen, brachte sie ihrem Finder wenig Glück. Das Flöz, das Johann Sieben entdeckt hatte, fiel steil nach unten ab, sodass die Erschließung seine finanziellen Möglichkeiten überstieg. Da ihm sein Ehefrau einen Kredit mit lauten Worten ausgedreht hatte, verkaufte er schließlich sein Land an einen Bauern aus der Umgebung, der einen erstaunlich guten Preis zu zahlen bereit war. Er hieß Traugott Overbruch und hatte viele Jahre lang Weizen und Roggen angebaut und an die nahe gelegene Kornbrennerei verkauft. Das Startkapital hatte er sich von wohlhabenden Bauern zusammengestückt, die seine Schützenbrüder waren. Mit diesem Geld kaufte er Land und gründete die Fortuna Braunkohle AG, die bald mit dem industriellen Abbau begann.

Johann Sieben lebte nun in einem Haus auf dem Dorfplatz und merkte bald, dass ein kleines Vermögen schnell zur Neige geht, wenn man keine Lebensgrundlage mehr besitzt. Innerhalb weniger Jahre verschwendete er sein Geld für ein Pferd, die dazugehörige Kutsche, Manschettenknöpfe, einen etwas zu klein geratenen Siegelring, unzählige Lakritzstangen und Lokalrunden im Gasthof »Zur Post«. Schließlich war er gezwungen, seine Kinder in die Kohlegrube zu schicken, damit seine Frau und er nicht hungern mussten. Doch nach kurzer Zeit blieb ihnen nichts anderes übrig,

als auch das Haus zu verkaufen. Die Gemeinde Schillbach erbarmte sich ihres leidenden Sprösslings und erwarb das Gebäude, um es abzureißen. An seiner Stelle wurde eine neue Schule errichtet, die viele Jahre später die alte Schule genannt werden sollte. Noch im gleichen Jahr machte sich Johann Sieben auf den Weg nach Köln, um das Einzige zu verkaufen, was von seinem kurzlebigen Reichtum übrig geblieben war: den goldenen Siegelring. Nachdem er sieben Juweliere abgeklappert hatte, musste er einsehen, dass es nichts brachte. Niemand hatte ihm mehr als ein Zehntel des ursprünglichen Preises geboten. Angeblich handelte es sich um eine Fälschung. Eine gute zwar, aber das machte die Sache nicht besser. Und so ließ Johann Sieben den Ring in seine Tasche gleiten und ging nach Hause. Dort legte er ihn in eine blaue Schachtel, in der sich in besseren Zeiten ein paar Schnürschuhe befunden hatten. Inzwischen bewahrte er dort den Kaufvertrag auf, mit dem sein Unglück begonnen hatte. Außerdem enthielt die Schachtel einen Brief in einem kirschroten Umschlag, mit dem er um die Hand meiner Urgroßmutter angehalten hatte, sowie einige Wechsel, von denen er hoffte, dass er sie noch würde begleichen können.

In den folgenden Jahren starben zwei seiner Söhne. Der Älteste wurde mit kaum achtzehn Jahren beim Vortrieb eines neuen Stollens verschüttet, und sein Bruder kam während der großen Typhusepidemie ums Leben. Er ließ sich von einem der neu eingeführten Krankenfuhrwerke überrollen, mit denen die Infizierten abgeholt wurden. Er hatte es sich mit einer Flasche Kornabsinth im Straßengraben gemütlich gemacht, weil er es aus eigener Kraft nicht mehr bis nach Hause geschafft hatte. Das geschah am 1. Mai des Jah-

res 1884, der zu dieser Zeit zwar noch kein Feiertag war, aber dennoch mit ausgiebigen Saufgelagen begangen wurde. Damit waren alle arbeitsfähigen Kinder der Familie tot. Und es sollte noch fast zwanzig Jahre dauern, bis ein Mitglied unserer Sippe wieder einer geregelten Erwerbstätigkeit nachgehen konnte. Das war mein Großvater, der nach dem Tod seiner Eltern in einem Findelhaus untergebracht wurde und später als Wanderknecht über die Dörfer zog. Nicht lange nach der Jahrhundertwende entdeckte er eine Menschenansammlung, die sich vor dem Gasthof »Zur Post« gebildet hatte. Die »Gesellschaft zum Ausbaue der rheinischen Eisenbahn« hatte ihr Rekrutierungsbüro direkt neben dem Tresen aufgeschlagen. Die Menge war schon so weit angewachsen, dass die meisten auf der Straße stehen mussten. Der Wirt versorgte alle mit Bier, dem auch reichlich zugesprochen wurde, weil man sich schließlich um eine lukrative Tätigkeit bewarb. Als mein Großvater eintraf, glaubte er an eine Lokalrunde und reihte sich sofort ein. Erst nach einiger Zeit erfuhr er, dass Arbeiter für den Bau einer Eisenbahn gesucht wurden. Als er bis in die Gaststube vorgerückt war, sah er das Schild:

Gesellschaft zum Ausbaue der rheinischen Eisenbahn von ihro Gnaden der kaiserlichen Majestät und König von Preußen etc. etc. höchst selbst ins Leben gerufen.

Gesucht werden:

*30 Schwellenleger
50 Schacht- und Aushubarbeiter*

Während er noch darüber nachdachte, ob er für diese Arbeit geeignet sei, stand er plötzlich vor einem Mann mit Kaiserbart und einem Militärarzt in einem weißen Kittel. Der Kaiserbart brüllte ihn mit schneidiger Stimme an:

»Bene jeschlossen und nem Se de Mütze ab!«

Mein Großvater tat wie ihm geheißten und versuchte sich in einem Lächeln.

»Name!«

»Wilhelm Sieben.«

»Also Sieben! Schwellen kloppen oda Dreck schippen?«

Mein Großvater begriff nicht sofort, was der Mann von ihm wollte, was einerseits mit der ungewohnten Lautstärke und andererseits mit dem fremdartigen Akzent zu tun hatte. Der Mann stammte offensichtlich nicht von hier. Aber der preußische Staatsdiener schien das Problem bereits zu kennen und murmelte resigniert: »Nee und für so wat bin ick Beamter jeworden.«

»Also wie suchen Schwellenklopper für die Trasse und Dreckschipper für'n Damm. Verstanden? Et jibt drei Mark für'ed Schwellenlejen und zwee für det Dreckschippen.«

Mein Großvater nickte und dachte daran, dass Erde vermutlich leichter sein würde als Stahl.

»Schachtarbeiten«, sagte er bedächtig. Der Wirt stellte unterdessen ein weiteres Bier auf den Tisch.

»Hab ick Ihn'n jesacht, det ick noch wat will?«, schnauzte sein Gast.

»Se sin hee im Rheinland, leve Mann. Hee gib et kin leere Gläser«, erwiderte der Wirt mit jener aufsässigen Freundlichkeit, mit der man in dieser Gegend schon seit Jahrhunderten seine Besitzer vereinnahmt. Als der Werber schließlich seine

achtzig Arbeiter zusammenhatte, musste ihn der Militärarzt stützen, weil er so stark schwankte, dass er mehrmals die Tür verfehlte. Der Arzt lebte bereits seit einigen Jahren in der Region und wusste, dass man dem Problem am besten mit Übung und einem halbvollen Glas begegnete.

~

Die neue Bahntrasse sollte vom Ahrtal über Liblar bis nach Neuss führen und Truppen bis an die französische Grenze transportieren. So jedenfalls sahen die Planungen des preußischen Kriegsministeriums aus. Allerdings stellten sich bald Verzögerungen ein. Nach den ursprünglichen Überlegungen hätten Trasse und die Gleisanlagen mehr oder weniger gleichzeitig gebaut werden müssen. Die Aufrüstung der deutschen Flotte führte jedoch zu einer Verknappung der Stahlproduktion, sodass sich die Bauleitung gezwungen sah, den Plan zu ändern. Nun sollte zunächst die Trasse fertiggestellt werden. Die Gleisarbeiter wurden noch vor Beginn der Arbeiten wieder entlassen, und Wilhelm Sieben hatte zum ersten Mal in seinem Leben das Gefühl, auf das richtige Pferd gesetzt zu haben.

Auf dem ersten Stück zwischen Neuss und Schillbach waren lediglich Rodungen und Planierarbeiten erforderlich. Im weiteren Verlauf der Strecke fiel das Bodenniveau jedoch mehrere Meter ab. Ein Damm musste aufgeschüttet werden, den man mit Pappeln und Erlen bepflanzte. Brücken und Unterführungen wurden errichtet, damit die Bauern jenseits der Strecke zu ihren Feldern gelangen konnten. Außerdem wurden zwei Bäche durch imposante Betongewölbe überbaut.

Fast sieben Jahre nach dem ersten Spatenstich war die Strecke fertig, und obwohl sich noch keine einzige Schiene auf der Trasse befand, wurde ein Bahnhof errichtet. Ein Backsteingebäude mit einer säulengestützten Halle und gotischen Fenstern. Der Kriegsminister reiste persönlich zur Einweihung an. Sogar die Arbeiter durften dem großen Ereignis beiwohnen.

Anlässlich der Feier öffnete Wilhelm Sieben die blaue Schachtel, die ihm sein Vater vererbt hatte, und steckte sich den Siegelring an den kleinen Finger. Er stolzierte in die halb fertige Bahnhofshalle und postierte sich in der vordersten Reihe, als die Wagenkolonne des Ministers einrollte. Dabei stieß er mit einem Mädchen zusammen, das gerade dabei war, einen falschen Lorbeerkranz aufzuhängen. Es handelte sich um kleines dickliches Geschöpf mit schwarzen Haaren, blauen Augen und rauen Händen. Sie war die Tochter des Friedhofsgärtners und hatte Gestecke ausliefern müssen. Wilhelm mochte kleine Frauen, und ehe er sich versah, hatte er eine Familie gegründet. Er verfügte nun schließlich über ein regelmäßiges Einkommen. Der älteste Bruder meines Vaters wurde wenige Monate nach der Hochzeit geboren. Einige Monate später brach der erste Weltkrieg aus.

In Ermangelung von Schienen mussten sich die deutschen Truppen zu Fuß auf den Weg machen, um das neutrale Belgien zu überrennen. Die Arbeiten an der Gleisanlage wurden eingestellt, und die Familie Sieben verlor ihren Ernährer, noch ehe sie sich richtig daran gewöhnt hatte.

Bereits in den ersten Kriegsjahren begann die Bahnstrecke zu verwildern, weil das Kriegsministerium die Pflege der nutzlosen Trasse ablehnte. Holunder säte sich aus in den

fruchtbaren Lössboden, der als Schüttmaterial benutzt worden war. Dazwischen wucherten Brennnesseln, die sich hier ungestört ausbreiten konnten. Auf den Hängen begannen Wildkirschen und Birken zu wachsen. Bald unterhöhlten Füchse und Kaninchen den Damm und zerstörten die Gleisbetten. Außerdem verschwanden nicht wenige Schwellen und wurden als Pfosten oder Zaunpfähle wiedergeboren.

Nach dem Ende des Krieges besaß mein Großvater noch alle Gliedmaßen und auch der Ring hatte das große Gewitter unversehrt überstanden. Er verbrachte die letzten Jahre an dem einzigen einigermaßen sicheren Ort, den ein Soldat besitzt: seinem Arsch. Nach seiner Heimkehr hoffte mein Großvater, der Bau des Bahndamms würde weitergeführt. Aber der Artikel 180 des Versailler Vertrages untersagte die Vollendung. Die Bahnlinie stelle eine direkte Bedrohung der französischen Grenzen dar.

In den folgenden Jahrzehnten wurde der Bahndamm deshalb zum Müllabladepplatz und entwickelte auf diese Weise eine ungeheure Anziehungskraft auf alle Kinder der Umgebung, und auf all jene, die ihnen nachstellten.

1

The rest can go to hell

David Bowie

»Mach dää Dreck aus ...«

»Spinn'Se, ich nehm' gerade auf. Dat is'n Meik-Teison-Kampf aus Amerika. Live.«

Mein Bruder hatte vor einigen Tagen einen nagelneuen VHS-Rekorder angeschleppt. Transportschaden.

»Dä Kleene wacht auf.«

Ich verdrehte die Augen. Mein vierzehnter Geburtstag lag genau zwei Wochen und fünf Tage zurück. Das Geräusch des Fernsehers erstarb. Meine Mutter schnaufte zufrieden.

»Heeee!«

Sprungfedern ächzten. Jakob war aufgestanden.

»Jeh in'et Bett! Et is fünf Uhr morjens un do bis besoffe.«

»Und du hast keine Ahnung.«

Mein Bruder versuchte, seine wässrige Aussprache unter Kontrolle zu bekommen. Einige Augenblicke lang geschah gar nichts. Dann hörte ich ein Pfeifkonzert, das von wildem Jubel unterbrochen wurde. Der Fernseher lief wieder. Und erst in diesem Moment begriff ich, dass es sich um einen Boxkampf handelte. Im nächsten Augenblick begann meine Mutter zu schnauben und rang nach Luft. Es klang wie ein Flusspferd. Nach einer halben Ewigkeit gab es einen scharfen, hässlichen Ton. Der Ringsprecher hielt sofort die

Klappe. Sie hatte ihre hundertzwanzig Kilo in die Hocke befördert und den Stecker herausgezogen.

»Heeeee, jetzt is aber Feierabend, Scheiße. Steck das Mistding wieder rein. Der Kampf is gleich zu Ende.«

»Jeh schlafen.«

Jakob war zu betrunken, um zu begreifen, dass er bereits verloren hatte, denn meine Mutter stand vermutlich vor der Steckdose und hatte die Arme vor ihren riesigen Brüsten verschränkt. Man brauchte einen Panzer, wenn man es mit ihr aufnehmen wollte.

»Ich bin nicht der Haufen, auf den ihr alle scheißen könnt!«, schrie mein Bruder hilflos und entlockte mir ein stilles gehässiges Grinsen.

Eine Weile war es still, und ich fürchtete schon, dass die Vorstellung gleich vorüber sein würde. Aber ich hatte mich getäuscht.

»Ich hab diese Hundescheiße hier endgültig satt.«

Mein Bruder sprang auf, riss die Küchentür auf und stürmte in den Flur. Er lief an mir vorbei, nahm seine Jacke und öffnete die Haustür. Dann blieb er noch einmal stehen und blickte zurück. Er sah mich an, während er mit der linken Hand den Ring drehte, der an seinem kleinen Finger steckte.

»Wat sitz'n du auf der Scheiß-Treppe?«

»Ich bin wach geworden.«

»Wach geworden?«

»Wach geworden!«

»Weißt du was? Ich komme nich wieder!«, sagte er und sprach gerade so laut, dass es meine Mutter hören musste.

~

»Das'ne Handgranate.«

Malik beugte sich über den Rand der Betonplatte, spuckte in die Strömung und warf einen verrosteten Seitenspiegel hinterher. Der alte Bahndamm ragte an dieser Stelle weit über das flache Land hinaus und kreuzte einen Bachlauf. Das Wasser bildete hundert kleine Strudel, bevor es in einem breiten Tunnel verschwand und am anderen Ende wieder zum Vorschein kam. Der Seitenspiegel wurde vom Wind abgetrieben und schlug auf die Wasseroberfläche. Er trudelte noch einen Augenblick, bevor er versank. Malik hatte zwischen den Bäumen einen VW Käfer entdeckt, den jemand mit viel Mühe hier heraufgeschoben hatte, um die Entsorgungskosten zu sparen. Auf der löchrigen Mittelbank hatten wir ein Autoradio, drei Kinderwagenreifen und ein paar zersprungene Fliesen gefunden, die allesamt ihren Weg in den Bach angetreten hatten. Jetzt war der Innenraum leer.

Ich schloss die Fronttür und ging einen Schritt zurück. Dann ließ ich mein Tanzbein durchschwingen und trat den linken Scheinwerfer aus seiner Verankerung. Das durchgerostete Metall stob nach allen Seiten. Nur die Kabel waren widerspenstiger, als ich erwartet hatte.

Auf der anderen Seite wurde der Bach breiter. Das Wasser floss langsam, und nur gelegentlich entstand ein kurzlebiger Strudel, in dem Blätter und verfaulte Zweige verschwanden. Auf den Feldern hatten sich kleine Tümpel gebildet, die in der Sonne glitzerten wie flache Perlen. In einiger Entfernung wuchsen Weiden, die sich tief über den Bachlauf beugten. Am Horizont schickten drei Kraftwerke ihre Wolken in den Himmel. Daneben zeichnete sich eine schwarze Linie

ab, die durch graue Streifen begrenzt wurde. Dort begann der Tagebau.

Ich schenkte dem Scheinwerfer einen gespielt mitleidigen Blick und schleuderte ihn über das Geländer. Er rotierte in der Luft, beschrieb einen mickrigen Bogen und fiel steil nach unten. Als er das Wasser berührte, löste sich die Scheibe. Der Rest schwamm noch ein Stück, bevor er versank. In diesem Moment begann Malik zu schreien.

»Hey! Da steht einer.«

Ich ging zu ihm hinüber auf die andere Seite des Bahndamms und folgte seinem Blick. Der Bach schimmerte wie angelaufenes Silber. Am Ufer stand ein alter Knacker, der irgendetwas anglotzte.

»Das is bestimmt en Knüller.«

Wir verbrachten viel Zeit damit, Dinge aus dem Bach zu fischen, die andere hineingeworfen hatten. Fahrradreifen, Drachenschnüre, Lichtmaschinen, Küchenmesser, Blechkasten und Bierflaschen. Das Leergut brachte immerhin dreißig Pfennig Pfand. Als wir noch Kinder waren, trieb irgendwann ein Pornoheft am Ufer entlang. Malik war ins Wasser gesprungen, um es herauszuholen. Das meiste war noch zu erkennen. Es war nicht komisch. Aber wir mussten trotzdem lachen. Ich hatte einen seltsamen Druck auf der Brust. Malik holte wie selbstverständlich seinen Schwanz heraus und begann daran herumzufummeln. Er war beschnitten und sein Ding sah aus wie eine geschälte Banane.

Nach drei paradiesischen Tagen konnten wir unseren Mund nicht mehr halten und ließen auf dem Schulhof ein paar anatomische Details fallen. Zwei Minuten später hatten wir mehr Zuhörer, als uns lieb war, denn ein paar Glatzköpfe

waren auch dabei. Nachdem sie uns unseren Schatz abgenommen hatten, fühlten wir uns wieder wie kleine Jungs. Armselig und ohne nennenswerten Besitz. Danach fischten wir monatelang jeden Papierschnipsel aus dem Wasser und drehten ihn mindestens hundertmal um.

Ich blinzelte. Malik rannte den Bahndamm hinunter, und mir blieb nichts anderes übrig, als ihm zu folgen. Als ich unten war, drehte er sich um und grinste mich an. Dann trat er in eine Ackerfurche. Für einen Moment sah es so aus, als würde er eine filmreife Bruchlandung hinlegen. Doch er fing sich wieder und baute seinen Vorsprung weiter aus. Ich versuchte ihn einzuholen. Aber er war schneller. Ich tröstete mich mit dem Gedanken, dass er manchmal eine Woche lang das gleiche Unterhemd trug. Man merkte es in der Turnhalle. Das Ding war fürchterlich. Es hatte ausgefranste Träger, Flecken unter den Achseln und roch komisch. Eigentlich nicht schlecht. Nur komisch.

Der Alte stand seltsam gebückt. Er umklammerte einen grünen Zaunpfahl, um nicht die Böschung hinabzurutschen. Während ich noch mit dem Rübenacker kämpfte, der von einigen kleineren Gräben durchzogen war, die man nur mit Schwung und geschlossenen Augen überqueren konnte, hatte er den Alten schon fast erreicht und wurde langsamer. In diesem Moment geschah etwas Seltsames. Malik stoppte abrupt und glotzte seine Schuhe an, als wäre er in einen riesigen Scheißhaufen getreten. Ich musste lachen, obwohl mir schon längst die Puste ausgegangen war. Malik drehte sich um und sah mich an. Ich war noch damit beschäftigt, meinen Rückstand aufzuholen. Deshalb bemerkte ich nicht, wie blass er geworden war. Er stand jetzt neben dem Mann und sagte ir-

gendetwas. Eine Sekunde später drehte sich der Alte um. Als er mich sah, schien er plötzlich zu erwachen, begann zu brüllen und kam auf mich zu. Dabei zog er seine Oberlippe hoch, wie ein Bulle, bevor er eine Kuh bespringt.

In diesem Augenblick erinnerte ich mich an eine Geschichte, die jemand aus meiner Klasse erzählt hatte. Er hieß Hubert, war der Sohn des Metzgers, sah aus wie ein abgebrühtes Schwein und hatte einen mikroskopisch kleinen Schwanz. In den Schwimmstunden machten sich die meisten Jungs über ihn lustig und zogen ihm die Badehose runter. Sie nannten ihn »Luchs«, wegen des Stummelschwanzes. Ich hielt mich zurück, weil ich bei solchen Gelegenheiten oft als Nächster an der Reihe war. Außerdem fuhr sein Vater einen schwarzen 3er BMW, und der Luchs besaß einen Nintendo, auf dem er Donky Kong spielen konnte. Damit glich er seine physischen Schwächen einigermaßen aus.

Der Luchs berichtete, dass ein riesiger Bulle eines Tages nicht zusammengebrochen sei, nachdem man ihn mit dem Bolzenschussgerät bearbeitet hatte, sondern brüllend über die Absperrung im Schlachtraum gesprungen sei. Anschließend war er mit einem Loch in der Stirn und gefletschten Zähnen über den Hof gerannt und hatte den Hund niedergetrampelt, der seitdem hinten nicht mehr hochkam. Ein Onkel des Luchses habe sieben Schüsse auf das Vieh abgeben müssen, bevor er zusammengebrochen sei. Der Onkel war Polizist und bei der Waffe habe es sich um eine Heckler und Koch P7 gehandelt. Der Luchs kannte sich aus.

Als ich näher kam, erkannte ich den Alten. Er hieß Kramer und kümmerte sich um die Kläranlage. Allerdings fielen weder das Feld noch der Bach in seinen Verantwortungsbereich. Deshalb verstand ich nicht, weshalb er sich so aufregte. Aber man muss nicht alles verstehen, dachte ich und rannte weiter. Der Klärmeister hielt seine Hose fest und begann wieder zu brüllen.

»Hau ab! Hau ab, hier häss'e nix zu suche!«

Er befand sich nun zwischen mir und dem Bach. Seine Stimme klang seltsam wässrig, weil seine Zahnprothese nicht richtig fest saß. Aber er machte sich nicht mal die Mühe, das Ding ordentlich in den Mund zu schieben. Langsam begann mich die Sache zu interessieren. Ich machte einen Ausfallschritt, umrundete das Hindernis und lief weiter. Der Alte fluchte und setzte mir nach. Malik fuchtelte wild mit den Armen herum. Der Bach war jetzt nur noch zehn Meter entfernt. Aber in diesem Moment trat ich auf eine Rübe und der Klärmeister holte mich ein. Dieses Mal verschwendete er keine Zeit. Er riss mich zu Boden und hielt mich fest. Dann begann er wurr zu quatschen und seine Stimme zitterte. Erst viel später habe ich verstanden, dass er Angst hatte.

Es war eng zwischen den Futterrüben, nass und kalt. Der Klärmeister drückte mir sein Knie auf die Brust, sodass ich nicht mal meinen Kopf heben konnte. Der Schweiß wurde kalt auf meiner Stirn. Über mir sah ich den Himmel. Er war wolkenlos und erstrahlte in diesem kalten schönen Blau, das sich nur vor echten Katastrophen einstellt.

Der Klärmeister keuchte. Nachdem er es sich einige Minuten auf mir bequem gemacht hatte, um wieder zu Atem zu kommen, und mich den Anblick des Himmels und den

Geschmack des Ackers genießen ließ, sah er mich an und begann zu reden.

»Wenn de die Augen zumach's, lass ich dich jehen.«

Ich war zu verwirrt, um überhaupt denken zu können, deshalb gab ich keine Antwort. Als er begriff, dass er damit nicht weiterkam, änderte er seine Taktik.

»Augen zu, los! Assikopp!«

Obwohl ich keinerlei Veranlassung dazu hatte, tauchte ich in die Dunkelheit hinter meinen Lidern ein. Der Druck ließ sofort nach und der Klärmeister zog mich hoch. Er verdrehte meinen Arm und presste seine Hand auf meine Augen. Ich hörte das Rauschen des Wassers. Dann stolperte er und lockerte seinen Griff. Ich konnte mich befreien und drehte mich um.

Alles war noch genauso wie zuvor. Malik befand sich am Rande des Baches. Der Klärmeister stand regungslos da und sah mich an wie ein Gespenst. Ich hatte keine Ahnung, was los war.

Als ich mich in Bewegung setzte, hörte ich Malik.

»Scheiße, Mann! Bleib stehen!«

Es waren nur zehn Meter bis zum Bach. Ich hatte erwartet, dass der Klärmeister mir folgen würde. Aber er rührte sich nicht vom Fleck und ruderte hilflos mit den Armen.

Dann sah ich ihn. Er trieb zehn Zentimeter unter der Wasseroberfläche, das Gesicht nach oben gerichtet. Der Mund und die Augen waren geöffnet. Der rechte Arm hatte sich in einem Gitter verfangen, das schräg in das Wasser hineinragte und ein Rohr verschloss. Die Strömung war stärker als an irgendeiner anderen Stelle. Deshalb fand ich es erstaunlich, dass er sich gerade hier niedergelassen hatte, um gefunden

zu werden. Doch mein Bruder hatte sich noch nie um Konventionen gekümmert. An diesem letzten Tag seines Lebens hatte er sich mit Algen geschmückt. Sie umrankten seinen weißen Hals, hatten sich in seine Haare eingeflochten und wickelten sich um seinen Körper. Der Druck des Wassers war so stark, dass die Leiche immer wieder vor und zurück rollte und dabei eine Hand aus dem Wasser hob. Eine Hand, an der ein Ring fehlte.

Malik kam zu mir und begann zu heulen. Er schniefte.

»Scheiße! Ich hab gesagt, du sollst stehen bleiben!«

In der Schule wurde immer behauptet, dass er außergewöhnlich sprachbegabt sei. Er sprach Türkisch, Deutsch und Schillbacher Platt. Nur seine Rechtschreibung war genauso lausig wie meine. Ich war nicht blöd. Aber meistens waren die Dinge in meinem Kopf irgendwie falsch angeordnet.

Ich weiß nicht mehr, wie ich mich damals gefühlt habe, denn meine Erinnerung ist wie ein Stummfilm, in dem alles sehr langsam abläuft. Allerdings hat der unbekannte Regisseur in meinem Kopf einige Dinge nachkoloriert. Ich kann heute noch den klaren blauen Himmel erkennen, der sich über unsere Köpfe spannte, als wäre er eine Filmkulisse. Der Anblick meines Bruders war eigentlich nicht schrecklich. Er war unwirklich, so als würde man sich selbst durch ein Fernglas betrachten.

~

Als der Polizeiwagen auftauchte, schien alles unverändert. Malik und der Klärmeister sagten kein Wort und schienen wie eingefroren. Aber vielleicht blieb ihnen keine Zeit, um aufzutauen, weil die Bullen so schnell kamen. Ich weiß es

nicht. In jeder anständigen Fernsehserie wäre ich längst von mitfühlenden Anwohnern in Empfang genommen und zu meiner Mutter gebracht worden. Aber es gab keine Anwohner und ich wollte nicht nach Hause.

Nachdem die Polizisten ausgestiegen waren, sah ich, dass einer von ihnen jener Onkel war, der angeblich den Bullen erledigt hatte. Ich hatte ihn schon ein paar Mal in der Metzgerei gesehen, während ich draußen vor dem Schaufenster herumlungerte und davon träumte, die Kunden mit einem Maschinengewehr niederzumähen. Die Heckler und Koch war in einem Lederhalfter verborgen. Man konnte ihr Gewicht erahnen, denn der Onkel bewegte sich mit wiegenden Schritten, als hätte er ein Baby im Arm, und sah auch sonst aus wie John Wayne.

Nachdem er den Horizont gemustert hatte und weder Rauchzeichen noch feindliche Indianer entdecken konnte, schob er mich zur Seite und ging zum Bach. Einen Augenblick später verschwand das Blut aus seinem Gesicht und er musste sich hinsetzen. Der Klärmeister schien sich am Telefon nicht allzu genau ausgedrückt zu haben. In diesem Moment wurde auch der andere Polizist neugierig. Er folgte seinem Kollegen und sagte irgendetwas. Aber dann schienen die Worte irgendwie in ihm stecken zu bleiben. Den unteren Teil seines Gesichtes zierte ein Jugendherbergsvaterbart, der vor ungefähr dreihundert Jahren in Mode gekommen war. Es gelang ihm, auf den Beinen zu bleiben. Er schälte sein Funkgerät aus einem gepolsterten Futteral und schaltete es ein.

»Ponderosa sieben drei. Wir brauchen eine Unfallausrüstung.«

Seine Hände zitterten.

»Wohin soll et denn jehen?«, knarzte das Gerät zurück. Es klang wie eine Frau in den Sechzigern, die täglich mindestens drei Schachteln filterlose Zigaretten verqualmte.

»Sekunde.«

Der Herbergsvater beugte sich zu mir herunter.

»Wie heißt 'n das hier?«

Ich zuckte mit den Schultern, denn ich hatte schon Mühe, mir die Straße zu merken, in der ich wohnte.

»Also wat jetz?«

Das Funkgerät wurde ungeduldig.

»Keine Ahnung!«

Der Herbergsvaterbart klang gereizt.

»Das ist irgendwo neben einer Kläranlage.«

»Kläranlaach? Wie heißt die Straße?«

»Das weiß ich nicht. Hier gibt es keine Straßenschilder.«

Der Herbergsvater blickte mich verzweifelt an, aber in diesem Augenblick lenkte das Funkgerät plötzlich ein.

»Kein Problem, dat finden de Kollegen von dä Feuerwehr schon. Die sin ja alle hee jebore.«

Der Herbergsvater schloss die Augen und schaltete das Funkgerät aus.

Inzwischen hatte sich John Wayne wieder erholt und stand etwas unschlüssig am Wasser.

»Ham' mer noch Absperrband?«

Er begann, den Kofferraum zu durchsuchen, ohne eine Antwort abzuwarten.

»Wen sollen wir jetzt eigentlich informieren?«

»Wo is dat scheiß Band?«

»Ich meine, ist das ein Fall für die Kollegen von der Mordkommission?«

»Irgendwo hier muss et sein.«

John Wayne setzte seine Expedition unbeirrt fort. Schließlich zog er eine gestreifte Rolle aus dem Kofferraum.

»Dä Jung es ertrunke. Außerdemm jibt et bei uns kinge Mordkommission.«

»Aber das da unten sieht nach Schlageinwirkung aus.«

Der Herbergsvater zeigte in den Bach hinab, und ich begriff, was er meinte. Mein Bruder hatte eine faustgroße Beule am Hinterkopf.

Als die Rolle leer war, kehrte John Wayne zurück. Sein Blick glitt an der Leiche vorbei, als wäre sie so etwas wie ein blinder Fleck in seinem Gesichtsfeld. Er seufzte und baute sich vor dem Herbergsvater auf, wie vor einer Schulklasse.

»Dat es en Siebenspüngel.«

Die Augenlider des Herbergsvaters flackerten. Er verstand kein Wort. John Wayne wurde lauter. Als das nicht half, griff er zum Äußersten. Er holte tief Luft, hob die Hände und begann, Hochdeutsch zu sprechen. Er klang wie ein altes knotiges Brett, von dem man mit viel Mühe die größten Unebenheiten abgehobelt hatte. In den Dörfern wurde es nur benutzt, wenn man glaubte, man habe es mit einem Fremden, einem Akademiker oder einem Schwachkopf zu tun. Wobei zwischen diesen Gruppen in der Regel kein wesentlicher Unterschied gemacht wurde.

»Die Familie heißt Sieben.«

John Wayne sprach langsam.

»Sieben?«

»Dat ist ein normaler Name hier. Siebenspüngel ist der Hausname. Viele Höfe in dieser Gegend haben so etwas.«

»Verstehe. Die Familie besitzt also ein Gehöft mit dem Namen Siebens-Püngel.«

John Wayne seufzte.

»Nein! Nein! Die sin' Sozialhilfeempfänger. Dä Urgroßvater hatte den Hof.«

»Verstehe!«

Der Herbergsvater drehte sich um und kam zu uns herüber. Er zog einen Bleistift und einen Notizblock aus der Brusttasche und schaute auf die Uhr.

»Jetzt ist es 16:28 Uhr. Ich hätte noch ein paar Fragen.«

Sein Gesicht verzog sich in verschiedene Richtungen, als hätte er eine Zitrone verschluckt. Ich glaube, er versuchte, gleichzeitig entschlossen und mitleidig zu wirken. Möglicherweise lernte man so etwas auf der Polizeischule.

»Habt *ihr* ihn gefunden?«

Malik nickte. Ich schüttelte den Kopf und deutete auf den Klärmeister.

»Aha? Und was habt ihr dann hier zu suchen?«

Bevor mir eine Antwort einfiel, verschwand der Herbergsvater aus meinem Blickfeld. John Wayne hatte ihn zur Seite geschoben und sah mich kritisch an.

»Du bis doch dä kleene Sieben. Oder?«

Ich versuchte, seinem Blick auszuweichen, und zuckte mit den Schultern.

»Komm Jung, isch bring disch jetz na' Haus.«

Er legte seine riesige behaarte Hand auf meine Schulter. Das war das erste Mal, dass mich jemand aus dem Dorf berührte. Komischerweise machte es mir fast nichts aus.

»Neee, ich geh lieber alleine.«

»Aber einer muss et deiner Mutter sagen.«

In diesem Augenblick begriff ich, dass wir auf eine echte Katastrophe zusteuerten. Ein ungebetener Besucher war das Letzte, was wir gebrauchen konnten. Vor allem, wenn es sich dabei um einen Polizisten handelte. Ich fühlte mich nie gut, wenn jemand unser Grundstück betrat, denn in meinem Elternhaus gab es weder Einladungen noch Kindergeburtstage, keine Sommerfeste oder Grillabende und schon gar keine Nachbarschaftsbesuche.

»Dat is Dienstvorschrift.«

»Was ist mit dem?«

Ich bewegte mein Kinn in Richtung Bach. Dort stand der Herbergsvater und suchte in allerbesten Sherlock-Holmes-Manier nach der alles entscheidenden Spur. Ich hatte seltsamerweise das unbestimmte Gefühl, dass uns ein Fremder weniger anhaben konnte. Aber John Wayne schüttelte den Kopf.

»Dä kütt aus Hannover.«

Damit war die Sache erledigt.

~

Die einzige Zufahrt zur Kläranlage führte über eine kleine Brücke. Auf dieser altersschwachen Betonkonstruktion hatten sich inzwischen über zwanzig Leute versammelt. Ich stellte mir vor, was passieren würde, wenn das Material plötzlich feststellen sollte, dass es einer solchen Belastung nicht mehr standhalten konnte. Der Bach war breit und flach an dieser Stelle. Das Stauwehr verlangsamte die Strömung, deshalb konnten sich hier Blätter, Plastiktüten und aufgequollene Äste absenken, um langsam zu verfaulen.



Matthias Gerhards

Gott ist kein Zigarettenautomat

Roman

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 352 Seiten, 12,5 x 20,0 cm

ISBN: 978-3-8135-0550-4

Knaus

Erscheinungstermin: August 2013

Wer sagt denn, dass man über eine unglückliche Kindheit nicht lachen darf?

Thomas Sieben ist vierzehn, geht auf die Hauptschule und hat gerade begriffen, dass es den lieben Gott nicht gibt. Es gibt auch keinen Vater, dafür eine Mutter, die das Leben nur im Suff erträgt. Zusammen mit ihr und seiner Schwester lebt er in der verfallenen alten Schule, die wie der Rest des ganzen Dorfes schon von den Vermessungstrupps der Rheinbraun AG durchstöbert wird. Und da ist noch sein Bruder. Der treibt gerade im Bach an ihm vorbei, tot, und das ganz offensichtlich nicht freiwillig.

Matthias Gerhards' Romandebüt über einen Jungen unterhalb der Armutsschwelle und den letzten Sommer eines Dorfs im rheinischen Braunkohlerevier ist ein unwiderstehlich witziger und erschütternd ernster Roman über das Leben, den Tod und das Ende der Kindheit. Lange hat es unter deutschen Erzählern der Gegenwart keine Stimme mehr gegeben, die so unbarmherzig klar das Elend benennt und dennoch komisch darüber erzählen kann. Ein Roman, der amüsiert, bis dem Leser die Tränen kommen.